

„Bitte keine Zwei-Klassen-Gesellschaft“

INTERVIEW Integrationsbeauftragter warnt vor Unterschieden bei Solidarität mit Flüchtlingen

Landkreis – Mehr als zwei Millionen Ukrainer haben nach dem russischen Angriff bereits ihr Heimatland verlassen – und es werden jeden Tag mehr. Auch im Landkreis Miesbach sind die ersten Kriegsflüchtlinge angekommen. Szenen, die so manchen an die große Flüchtlingsbewegung im Jahr 2015 denken lassen. Ob die aktuelle Lage mit damals vergleichbar ist und wie der Landkreis auf die erneute Welle vorbereitet ist, erklärt der Integrationsbeauftragte des Landkreises, Max Niedermeier, im Interview.

Herr Niedermeier, nach der großen Flüchtlingsbewegung 2015 ist das Thema Integration zuletzt nicht mehr akut gewesen. Hätten Sie damit gerechnet, dass es wieder so aktuell wird wie jetzt?

Nein, jedenfalls nicht mit so einer Wucht. Aber wer konnte schon davon ausgehen, dass in Europa ein Krieg ausbricht? Angesichts der dramatischen Ereignisse ist es nur logisch, dass die Ukrainer aus ihrer Heimat fliehen. Einem Punkt in Ihrer Frage muss ich aber widersprechen: Die Integrationsarbeit ist in all den Jahren nie weniger akut oder gar weniger wichtig geworden. Sie ist nur aus der breiten Öffentlichkeit verschwunden. Auch heute leben rund 500 Flüchtlinge in unserem Landkreis, die betreut werden müssen. Das ist durch Corona bestimmt nicht leichter geworden.

Weil die persönlichen Kontakte zu den Flüchtlingen nicht mehr möglich waren?

Sie wurden zumindest erschwert, ja. Mindestens genauso gefehlt hat aber der Kontakt unter den ehrenamtlichen Helfern. Sie bekommen die Schicksale der Flüchtlinge hautnah mit, das setzt ihnen schon zu. Da



Integration ist eine Daueraufgabe: Seit 2015 haben sich die Strukturen im Landkreis deutlich geändert. Das könnte die Aufnahme und Betreuung der Flüchtlinge heute etwas einfacher machen. Unser Bild zeigt ein Treffen des Forums Asyl aus dem Jahr 2019.

FOTO: ARCHIV TP

reicht es nicht, sich nur über den Bildschirm für ihren Einsatz zu bedanken. Sie brauchen auch persönlich Zuspruch und Anerkennung.

Hilft da die neue Aufmerksamkeit durch die Geflüchteten aus der Ukraine und die damit verbundene Welle der Unterstützung in der hiesigen Bevölkerung?

Ich finde es großartig und bin sehr begeistert, wie viele Menschen sich für die Flüchtlinge aus der Ukraine einsetzen. Gleichzeitig hoffe ich aber, dass es nicht zu einer Art Zweiklassengesellschaft kommt. Auch die bei uns lebenden Syrer, Afghanen oder Afrikaner sind aus ihrer Heimat geflohen, weil sie Angst um ihr Leben hatten. Oft allein ohne ihre Familien, und nur mit dem, was sie am Körper hatten. Und ohne eine Aussicht auf Rückkehr, weil sie weiterhin fürchten, verfolgt zu werden.

Dennoch berichten manche Bürger, dass sie das Schicksal der Ukrainer mehr berührt...

Das ist durchaus nachvollziehbar. In der Ukraine und damit gewissermaßen unmittelbar vor unserer Haustür ist ein Krieg ausgebrochen, über den in allen Medien mit eindrücklichen Bildern berichtet wird. Aber wissen Sie, was aktuell in Eritrea oder Somalia los ist? Hinzukommt, dass uns die Ukraine nicht nur geografisch, sondern auch soziokulturell näher ist als manche andere Herkunftsländer.

Wie sehr frustriert das die bereits hier lebenden Flüchtlinge aus besagten Ländern und die Ehrenamtlichen, die sich seit Jahren um sie kümmern?

Sie alle berühren die Schicksale der Ukrainer sehr. Sie sehen ja, was dort gerade los ist und können mitfühlen, wie es den Menschen geht. Die

Flüchtlinge sind dankbar für die Unterstützung, die sie selbst bei uns erfahren haben und auch weiter erfahren. Der eine oder andere Helfer ist aber schon ein bisschen überrascht, wenn er sieht, wie viele Unterkünfte jetzt plötzlich angeboten werden. Und das, obwohl man selbst jahrelang verzweifelt nach einer Bleibe für eine anerkannte Flüchtlingsfamilie gesucht hat.

Wobei man auch sagen muss, dass viele Ukrainer nur eine Unterkunft für einen überschaubaren Zeitraum suchen, weil sie so schnell wie möglich wieder in ihre Heimat zurückkehren möchten.

Das ist selbstverständlich richtig. Und noch mal: Die Ukrainer verdienen unsere volle Unterstützung und ich bin unendlich dankbar für jeden, der sich hier engagiert. Mindestens genauso wichtig ist es aber, dass diese Hilfsbe-



Max Niedermeier
Integrationsbeauftragter

reitschaft nicht nach ein paar Wochen oder Monaten wieder endet. Dann nämlich fängt die richtige Integrationsarbeit erst an.

Wie sehr fürchten Sie, dass die Stimmung kippen könnte? Das war ja nach 2015 durchaus der Fall.

Aber nicht bei allen! Viele Ehrenamtliche von damals sind auch heute noch mit dabei, es kommen sogar immer wieder neue zu den Helferkreisen dazu. Dank der Strukturen, die seit damals geschaffen wurden, ist manches auch leichter geworden. Vor

allem die zuständigen Behörden haben sich noch viel besser organisiert. So war es die absolut richtige Entscheidung, die zentrale Zuständigkeit für die Unterbringung bei den Landratsämtern vor Ort anzusiedeln. Und mit der Ehrenamtskoordination bei der Caritas, um die sich Lisa Richters mit ihrem hauptamtlichen Büro kümmert, läuft auch in diesem Bereich vieles professioneller.

Sie werden also gar nicht mehr gebraucht?

Abgesehen davon, dass jeder ersetzbar ist, habe ich mir als Integrationsbeauftragter für den Landkreis schon noch einige Ziele gesetzt. Ich möchte gerne ein Integrationskonzept entwickeln, das nicht nur für Flüchtlinge gilt, sondern auch für alle anderen Zuwanderer, und das über einen längeren Zeitraum Bestand hat. Dazu haben wir das „Netzwerk Integration“ mit seiner langjährigen Sprecherin Lisa Braun-Schindler unter das Dach des Fördervereins PIA e.V. (Pakt für Integration und Arbeit), dessen Vorsitzender ich bin, geholt. Hier schaffen wir es, unsere engen Kontakte – etwa zu Schulen, Kindergärten, Kirchengemeinden oder Wohlfahrtsverbänden wie dem Roten Kreuz – noch besser für die Arbeit mit Flüchtlingen und Zuwanderern zu nutzen.

Wie wahrscheinlich ist es, dass diese auch von der Hilfsbereitschaft für die Menschen aus der Ukraine profitiert?

Ich hoffe natürlich, dass viele der neuen Helfer auch längerfristig dabeibleiben. Weil sie spüren, wie wertvoll diese Tätigkeit ist und wie viel Dankbarkeit man damit auch zurückbekommt. Unabhängig davon, woher die Flüchtlinge kommen.

Das Gespräch führte
Sebastian Grauvogl.